

Anhang I:**Dr. Albrecht Schönherr, Prof. Dr. Wolfgang Grünberg, Dr. Martin Steinhäuser:*****... was uns in Christus gegeben ist, zu verstehen und in uns zu verankern.***

Gespräch zwischen Altbischof Schönherr (Berlin), Prof. Grünberg (Hamburg) und Pfr. Dr. Steinhäuser (Leipzig/Münster) zur Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“, geführt am 7. Mai 1999.

M. St.: „Kirche als Lerngemeinschaft“ - welche Wurzeln hat diese Formel eigentlich?

A.S.: Für die Formel selbst ist das schwer genau zu sagen. Als Thema wurde sie bereits durch die Herbsttagung der Bundessynode 1973 festgelegt. Ich glaube, daß wir hier einfach sachliche Notwendigkeiten aufgegriffen haben. Zum einen ging es darum, daß wir uns von der Minderheitssituation, in die wir immer mehr hineingeraten waren, nicht zu einer Wagenburg-Mentalität verführen lassen. Sondern wir wollten versuchen, das, was wir da erlebten, zu verarbeiten, damit die Kirchen auch unter diesen Bedingungen Kirche Jesu Christi und Kirche für die Welt sein kann. Also das umzusetzen, was wir bei Bonhoeffer gelernt hatten. Die zweite Seite war, daß wir nach der Gründung des Bundes der Evangelischen Kirchen 1969 als ganz unterschiedliche Landeskirchen lernen mußten, zusammen in der DDR zu leben und voneinander zu lernen. Jede Kirche brachte ihr ganz besonderes Charisma und auch ihre eigene Geschichte mit. Bloß so eine Art Föderalismus war uns im Bund zu wenig. Und drittens war natürlich die Herausforderung auf pädagogischem Gebiet überaus stark. Auf der einen Seite der Staat, der ja in diesem Punkt politisch völlig unzugänglich war, bis zuletzt. Auf der anderen Seite mußten und wollten wir unsere eigene pädagogische Aufgabe ganz neu fixieren. Die Gemeindebezogenheit war für uns ganz wichtig. Dazu die Sachbezogenheit, daß wir den Inhalt der kirchlichen Verkündigung nicht aus den Augen verlieren. Diese drei Punkte der „Kirche als Lerngemeinschaft“ hängen natürlich eng zusammen mit der früheren Formel der „Zeugnis und Dienstgemeinschaft“. „Zeugnis“ heißt ja eben nicht bloß, daß ich Weisheiten von mir gebe, sondern daß ich das aus einem persönlich verarbeiteten Verständnis heraus weitergebe. Und zum „Dienst“ gehört ja auch, daß ich mich einstelle auf den Menschen, mit dem es ich zu tun habe. Für beides ist Lernen wichtig.

W.G.: Von Westdeutschland her gesehen, höre ich in der Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ auch zwei polemische Spitzen. Die erste ging gegen die normative Pädagogik. Im Zusammenhang der sogenannten empirischen Wende wurden konkrete Lernprozeduren interessant. Horst Kasner deutete das in seinem Referat mit dem Stich-

wort „Sputnik-Schock“ als Auslöser der Bildungsreformbestrebungen in den USA an. Aus Amerika kamen die behaviouristischen Modelle, auch das Interesse an Pawlow und Makarenko, dann nach Westeuropa. Die zweite Polemik hieß: „Kirchenbasis gegen eine von oben herab lehrende, hierarchische Kirche“. „Kirche als Lerngemeinschaft“ - das war die Gruppe, die den Auftrag zum Lernen in die eigene Hand nahm.

A.S.: Ja, das liegt sicher beieinander. Uns ging es darum, eine Gemeinschaft von Lernenden zu entwickeln und zu probieren, vom Bischof bis zum Konfirmanden, im Unterschied zur „Kirche als Lerngemeinschaft“. Obwohl dies im Bund auch schwierig war für die Lutheraner, die aus konfessionellen Gründen von CA VII her den Lehrauftrag der Kirche betonten.

W.G.: Entfalteten Sie deshalb in Ihrem Vortrag ein so ausdrücklich christologisches Verständnis von „Gemeinschaft“? „Kirche als Lerngemeinschaft“ liegt ja recht nahe an Bonhoeffers Begriff der geistlichen Gemeinschaft im Leibe Christi.

A.S.: Das steht theologisch ganz klar dahinter. Ich versuchte beides zu verbinden, indem ich vom Jünger ausging, der als Nachfolger immer ein Schüler bleibt. Das war für uns eine starke Gemeinsamkeit in unserem Bund der evangelischen Kirchen, bei allen Gegensätzen übrigens auch innerhalb den lutherischen Kirchen. Das hatte ganz praktische Konsequenzen, zum Beispiel im Verhältnis von Amt und Gemeinde als Frage nach Hierarchie oder Partnerschaft. Das setzte sich fort in den Fragen von Mitarbeiterausbildung und Ordination. Wenig später haben wir darum gekämpft, die gemeindepädagogische Ausbildung in Potsdam ins Leben zu rufen. Uns war klar, wir brauchten das pädagogische Amt in unserer Kirche stärker als bisher. Ich persönlich gehörte zu den Befürwortern einer speziellen Ordination für Gemeindepädagogen, um einen Wechsel in das traditionelle Pfarramt zu erschweren. Endgültig beschlossen wurde dann doch die allgemeine Ordination.. Eine weitere Spur, die zur „Kirche als Lerngemeinschaft“ führte, wurde von der Entwicklung des „konfirmierenden Handelns der Gemeinde“ gezogen. Überhaupt kamen wir zur Einsicht, daß das Lernen nicht mit der Konfirmation endet, sondern durch das ganze Christenleben geht.

M.St.: Von dieser Einsicht her wurden ja auch schon Ende der sechziger Jahre Gemeindegemeinschaften entwickelt, zunächst in der berlin-brandenburgischen Kirche mit maßgeblichen Impulsen von Günter Jacob. Nach der Bundesgründung gelang es, diese Form von Erwachsenenbildung in den Gemeinden flächendeckend auf alle Landeskirchen in zwei großen Wellen Anfang der 70er Jahre durchzuführen.

W.G.: Als Student habe ich bei Ernst Lange in Berlin-Spandau ebenfalls Gemeindegemeinschaften miterlebt. Das waren thematisch orientierte Gemeindegemeinschaften, aber auch Familienseminare für junge Ehepaare. Bei Ihnen scheint die Idee allerdings größere Kreise gezogen zu haben, sozusagen als flächendeckendes Reformmodell für eine mündige Gemeinde

A.S.: Zumindest wurden unsere Gemeindegemeinschaften zentral vorbereitet, mit Materialhilfen für die Gemeinden. Das hat ganz gut angeschlagen, auch bei Älteren.

M.St.: Die Themen orientierten sich an den großen ökumenischen Konferenzen. Als zum Beispiel die Weltmissionskonferenz in Bangkok 1973 unter dem Thema „Jesus Christus, das Heil der Welt heute“ näherrückte, nahmen das viele Gemeinden in Seminaren unter der Überschrift „Heil heute“ auf. Einer der Gründe für diese ökumenische Orientierung scheint ja auch in einer geschickten kirchenpolitischen Strategie zu liegen gegenüber dem SED-Staat mit seinem Bildungsmonopol-Anspruch und seinen immer neuen Versuchen, das kirchliche Leben auf den kultischen Raum zu beschränken, auf ausdrücklich religiös legitimierte Veranstaltungen. Überhaupt scheint der Druck, dem die Kirche in der DDR von außen ausgesetzt war, als nicht zu unterschätzender Motivationsfaktor gewirkt zu haben, die Notwendigkeit von Veränderung in der inneren Kommunikation der Kirche zu akzeptieren - wie es sich in der Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ niederschlug.

W.G.: Hinzu kommen ja die starken Reformimpulse, die von den Vollversammlungen des ÖRK in Neu Delhi 1961 und Uppsala 1968 ausgegangen waren und in der DDR von engagierten Leuten auf hohem Niveau aufgegriffen und verarbeitet wurden. Könnte es also sein, daß die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ ganz stark von einem praktisch-ökumenischen Lernen herkam, das sich schon vorher entwickelt hatte, und dieses noch mal bündelte?

A.S.: Ja, denn wir haben schon vor der Bundesgründung sehr stark den ökumenischen Anschluß gesucht, und zwar nach außen, etwa zum ÖRK, wie nach innen. Aus theologischen Gründen, von dem einen Leibe Christi her, haben wir versucht,

miteinander Kirche zu werden. Gleich nachdem der Bund gegründet war, hatten wir einen Ausschuß „Kirchengemeinschaft“ eingesetzt, der dann mit der gemeinsamen Zustimmung zur Leuenberger Konkordie von 1973 sein Ziel erreichte.

M.St.: Die Leuenberger Konkordie trat ja auch mit symbolischer Genauigkeit während der „Lernsynode“ des Bundes in Kraft, am 1. Oktober 1974!

Ich würde gerne noch mal ein kleines Stück im Gespräch zurück gehen. Wir kamen vorhin auf die Ordination auf die Gemeindepädagogen zu sprechen. Von der „Lernsynode“ 1974 führte der Weg folgerichtig zur „Ausbildungssynode“ 1975. Denn wenn die Synode das Selbstverständnis einer „Kirche als Lerngemeinschaft“ entwickelte, dann mußte das Konsequenzen haben für die Art, in der kirchliche Mitarbeiter ihren Beruf verstehen sollten, und welche Ausbildung sie dementsprechend brauchten. 1975 spielte dann das „Vier-Dienste-Modell“ eine große Rolle auf der Synode, mit dem Gemeindepädagogen, dem Gemeindegemeinschaftstheologen, dem Gemeindegemeinschaftsmusiker und dem Gemeindegemeinschaftsdiakon. Dieses Modell konnte dann aber nicht umgesetzt werden, für den Bereich des „Gemeindegemeinschaftstheologen“ scheiterte es nicht zuletzt am Widerstand der kirchlichen Hochschulen. Der Stand der Gemeindepädagogen scheint als einziger übrig geblieben zu sein, aber auch da blieb die Frage der Ordination strittig.

A.S.: Ich kann mich eigentlich nicht erinnern, daß wir das so programmatisch gesehen haben. Wir haben einfach versucht, die verschiedenen Gruppen von Diensten in der Gemeinde stärker zu würdigen als bisher, ohne daß die Dienste nun alle auch pädagogisch durchgearbeitet werden. Was wir aber immer stark vertreten haben, war eine Angleichung der Dienste untereinander, gehaltsmäßig wie in der beruflichen Reputation. Ich frage auch heute: Warum eigentlich soll ein Katechet weniger Geld kriegen als ein Pastor?

W.G.: Ich habe die Umsetzungsschwierigkeiten politisch verstanden, auch innerhalb des Bundes. Weil die Ordination der Gemeindepädagogen nicht überall anerkannt war, kam das ganze Modell in die Krise. Das Konzept an sich, daß sich das eine Amt der Kirche funktional auffächert in unterschiedliche Dienste, deren TrägerInnen aber alle ordiniert werden können, weil sie Teil an dem einen Amt haben, überzeugt mich nach wie vor.

M.St.: Hatten sich diese Widerstände nicht doch schon früher abgezeichnet, gegen die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ an sich? Der konfessionell orientierte Einspruch klang vorhin bereits an. Eine Eingabe des „Weimarer Arbeitskreis“ an die Synode 1974 formulierte, daß die Kirche nicht „Lern“-, sondern „Gnadengemein-

schaft“ sei. Einen Verdacht in anderer Richtung gab Horst Kasners Referat selbst wieder: Die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ könnte zu einer Intellektualisierung des Gemeindelebens führen. Theologisch warnen beide Einsprüche vor einer „Gesetzlichkeit des Lernens“. Aus pädagogischer Sicht zielt die Kritik auf mögliche Überforderungen der Gemeindeglieder, was wiederum Lernbarrieren auslösen könnte.

A.S.: Die Widerstände hatten viele Facetten. Viele Leute in der Kirche wollen, daß alles so bleibt wie es war. Es ist sehr schwer, da Veränderung reinzubringen. Selbst Leute, die sich als fortschrittlich verstehen, können sehr konservativ sein. Andere Widerstände hatten auch einfach politisch-geschichtliche Hintergründe. Das Image der Preußen in Sachsen ist doch historisch schwer belastet.

W.G.: Ein weiteres Dilemma für die gemeindliche Umsetzung war ja sozusagen strukturbedingt. Wenn es zum Zielbild einer „Kirche als Lerngemeinschaft“ gehört, daß die Ortsgemeinde Subjekt ihrer eigenen Lernprozesse wird, dann läßt sich das schlecht „von oben“, per Beschluß einer Bundessynode, verordnen. Ähnlich hatte Paulo Freire für den lateinamerikanischen Kontext gefragt: ‚Warum sind alle Versuche der Alphabetisierung, wenn sie von der Regierung kamen, gescheitert?‘ Seine „Pädagogik der Unterdrückten“ lebt von der Antwort: ‚Bildung, die emanzipatorisch wirken soll, kann nicht zentral, hierarchisch verordnet werden. Sie muß ihren Ausgang an der Basis nehmen.‘ Im Anschluß daran hat dann Ernst Lange versucht, Bildung als ein konziliares Modell zu entwickeln.

A.S.: Es läßt sich gar nicht leugnen, daß wir im Bund die Gemeinden tatsächlich oft überfordert haben. Das hing aber zusammen mit dem Selbstverständnis des Bundes, wie ich es auch selber sehr stark betrieben habe. Wir wollten an der Spitze des Bundes der Ev. Kirchen keine Verwaltungseinheit schaffen, eine Kanzlei oder so was ähnliches. Wir wollten inhaltlich vorwärtskommen, und haben deshalb sehr gute Leute aus der ganzen DDR in Kommissionen und Ausschüssen zusammengerufen, deren Sekretäre eben keine Vorgesetzten im alten Stil sein sollten. Vieles von dem, was wir auf diese Weise damals entdeckt haben, wird heute noch mal erfunden. Deshalb ist dieser Sammelband „Kirche als Lerngemeinschaft“ von 1981 heute durchaus noch ganz aktuell. Das hatte aber eben den Nachteil, daß in diesen ganzen Gremien eine Reihe von Köpfen drin saßen, die dem, was in den Landeskirchen geschah, dann doch weit voraus waren.

Nochmal konkret: Natürlich kann man das Evangelium nicht einfach „anlernen“. Das Evangelium wird in einem parallelen Vorgang angeeignet: Ich übergebe mich Christus im Glauben, und indem ich das tue, beginne ich einen Lernvorgang. Bonhoeffer schrieb in seinem berühmten Brief am 21. Juli 1944: „Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich ... mit einem jungen französischen Pfarrer hatte. Wir hatten uns ganz einfach die Frage gestellt, was wir mit unserem Leben eigentlich wollten. Da sagte er: ‚Ich will ein Heiliger werden‘ (- und ich halte für möglich, daß er es geworden ist -); das beeindruckte mich damals sehr. Trotzdem widersprach ich ihm und sagte ungefähr: ‚ich möchte glauben lernen.‘“ (zit. nach: D. Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung, Berlin 1972, S. 401) Natürlich widersprechen hier manche Pietisten, indem sie sagen: „Entweder glaubt man oder man glaubt eben nicht, so etwas wie glauben lernen gibt es gar nicht.“ Aber ich meine schon, daß wir mit der Taufe in einen Lernprozeß hineingezogen sind, der nicht nur eine Sache gefühlsmäßiger Hingabe ist, sondern auch des Verstandes. Deshalb hatte ich in meinem Vortrag damals zugrunde gelegt, daß beides miteinander passiert: Die Jünger Jesu haben ja auch glauben gelernt.

M.St.: Der starke Bezug auf „Nachfolge“ und „Jüngerschaft“ geht ja nicht allein auf Ihre persönliche Bonhoeffer-Rezeption zurück. Er nimmt auch die Zielstellung der Vorbereitungsgruppe der Bundessynode 1974 auf, die These vom „Lernen als einer Funktion des Glaubens, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt“ in ihrer biblischen Fundierung ins Bewußtsein zu heben, und auf diese Weise auch zwischen den unterschiedlichen Frömmigkeiten und landeskirchlichen Traditionen zu vermitteln. Dieser ausdrückliche Bezug auf die Bibel hat meines Erachtens wesentlich dazu beigetragen, daß die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ trotz vieler Widerstände und Umsetzungsschwierigkeiten in den Rang einer Leitformel aufsteigen konnte.

W.G.: Ich würde gern nochmal grundsätzlich danach fragen, was für ein „Lernen“ hier gemeint ist, worauf es zielt. Ernst Lange hat Anfang der siebziger Jahre unterschieden zwischen einem „Lernen im Dienst der Angst“, als Anpassungslernen, und einem „Lernen im Dienst der Befreiung“, einem emanzipatorischen Lernen. Lernen ist ja nie neutral, sondern immer parteilich. „Kirche als Lerngemeinschaft“ - wie war das gemeint?

M.St.: Ich würde diese Frage gern unterstützen, gerade auch gegenüber der Kritik von Ehrhart Neubert, die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ symbolisiere ein „deklariertes Einfügen“

in eine „illusionäre Täuschung“ kollektiven Lebens (1994, 1997).

A.S.: Natürlich war das eine Gratwanderung. Unser neues Nachdenken über das Lernen drückte ja, darüber haben wir schon geredet, die Einsicht aus, daß wir uns als Kirche nicht einmauern wollten. Wir mußten lernen, in der DDR so zu leben, daß wir noch einigermaßen unserem Auftrag nachkommen konnten. Deshalb ist es nicht völlig falsch, hier von Anpassung zu reden. Anpassung ist ja nicht Unterwerfung oder Gleichschaltung, also nichts von vornherein Negatives. Anpassung ist ein lebenswichtiger Vorgang. Aber entscheidend war für uns auf dieser Synode das andere, das mit Befreiung zu tun hat: Daß wir das, was uns in Christus gegeben ist, versuchen auch zu verstehen und in uns zu verankern.

W.G.: Wenn ich die Frage nach Anpassungs- oder Emanzipationslernen von der „Wende“ her, also retrospektiv stelle - auch Neubert urteilt ja retrospektiv! -, dann fällt mir auf, daß die Kirche, über ein echtes oder doppelbödiges Anpassungslernverhalten hinaus, offenbar ein starkes und stärkendes „Gegenlernen“ praktiziert hat. Gerade Gruppen und Gemeinden pflegten gegen das Volksbildungsprogramm die normativen Erinnerungen der Bibel, in der anamnetischen Kultur, die die Kirche seit Jahrtausenden hat. In solchen Gruppen wuchs, das konnte ich schon lange vor 1989 auch gelegentlich selbst miterleben, die Widerstandsfähigkeit und Konfliktfähigkeit der Menschen. In etwas vollerer Sprache könnte man sagen: Hier lernten die Leute, die DDR auftragsgemäß als politischen Partner ernstzunehmen und sich gegen eine Verteufelung der „bösen Roten“ abzugrenzen, auch innerhalb der Kirche.

M.St.: Das beschränkte sich ja keineswegs auf die Friedens- und Umweltgruppen. Ich erinnere an eine Reihe langjähriger christlicher Arbeitskreise, die bewußt aus Laien und Theologen zusammengesetzt waren, wie den Magdeburger, den Lückendorfer, den Bischofwerdaer Arbeitskreis. Es wäre wahrscheinlich übertrieben, die Kirche als eine zweite Bildungsmacht im Staat zu bezeichnen, aber sie hat immer wieder Räume des Lernens schaffen können, wo sich Menschen treffen konnten, die sowohl neugierig waren als auch genug unter Spannung gestanden haben, um lernbereit zu sein.

A.S.: Überall, wo ich selber tätig war, in Brandenburg, in Eberswalde und hier in Berlin, habe ich zu Studienkreisen eingeladen. Da kamen die Leute sehr gerne hin, auch Nichtchristen, weil sie das Gefühl hatten, hier werden keine gestanzten Dinge gesagt, sondern hier wird frei gedacht. Mit

solchen Gruppen hat die Kirche eine ganz wichtige Aufgabe übernommen.

M.St.: Angesichts dieser Erfahrungen würde ich gern mit Ihnen darüber sprechen, was die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ für unsere heutige Situation bedeutet, im Kontext von kirchlicher Entfremdung und gesellschaftlicher Individualisierung.

W.G.: Um die Frage zu verschärfen: Ich sehe derzeit eine große Sehnsucht nach glaubwürdiger Christlichkeit. Aber diese Sehnsucht gilt keiner Gemeinde, sondern glaubwürdigen Menschen, ich sage mal „protestantischen Heiligen“. Auf der Ebene der Gemeinden und in Bezug auf andere unmittelbar innerkirchliche Ebenen scheint die „Kirche als Lerngemeinschaft“ zu zerbröseln. Die Individualisierung führt dazu, das Lernbedürfnis auf bestimmte Leute zu richten, die ich als Individuum für glaubwürdig halte.

A.S.: Das kann ich aus meiner Vortragstätigkeit teilweise bestätigen. Ich stelle immer wieder fest, daß eine Persönlichkeit wie Bonhoeffer ungemein interessiert, eben wegen seiner Glaubwürdigkeit. Aber das führt die Menschen dann auch wieder zusammen. Ich kenne das auch aus unseren Bonhoeffer-Freundeskreisen. Das sind Leute, die sich um ihres ganz persönlichen Lebens willen mit Bonhoeffer beschäftigen und darin einen Halt finden, etwas, was sie auch miteinander erarbeiten. Aber das ist eben nicht die institutionelle Pfarzialgemeinde, sondern Gruppen von Menschen, die ganz verstreut leben und wohnen, dann aber zusammenkommen.

M.St.: Das wirft erneut die Frage auf, was für eine Art von Gemeinschaft eigentlich hinter der Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ steht. Gerade angesichts der gesellschaftlichen Entwicklung, die im Begriff der „Individualisierung“ zusammengefaßt wird, und gegenüber der bereits erwähnten Kritik von Neubert fällt auf, daß die Texte von 1974 „Gemeinschaft“ gerade als die Gemeinschaft von Verschiedenen beschreiben. Die Lernaufgabe wird explizit darauf bezogen, Verschiedenartigkeiten wahrzunehmen und auszuhalten, und gerade als solche miteinander unterwegs zu sein.

A.S.: Um das heute zu praktizieren, muß man aber nicht unbedingt auf die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ zurückgreifen. Ich weiß nicht, ob damit nicht alle möglichen Vorurteile verbunden würden, die das, was wir eigentlich gewollt haben, ganz mißverstehen.

M.St.: Dem kann ich insofern zustimmen, als wir die Formel heute neu, für unsere gegenwärtige Situation zum Sprechen bringen müssen. Ingo

Baldermann, Ulrich Becker, Christoph Th. Scheilke, Klaus Engelhardt haben das unlängst versucht, meist im religionspädagogischen Zusammenhang. Ich selbst möchte drei Beispiele nennen.

Das erste hat schon Horst Kasner in seinem Referat 1974 als ein Proprium christlichen Lernens bezeichnet, nämlich „Lernen aus Leiden“. Im Zeitalter von Individualisierung und extrem verschärftem Zwang zu gesellschaftlichem Anpassungslernen, wie in Ostdeutschland, wissen die Menschen sehr genau, was es heißt, aus Versagensängsten und Mißerfolgserfahrungen heraus zu lernen. Indem die Kirche das ernst nimmt und eine respektvolle, keine ausbeuterische Form findet, das auszusprechen, kann sie zeigen, daß der Glaube im Leiden leben lernen hilft. Christen können das zeigen, indem sie Gemeinschaft anbieten und vertreten. Ich denke, sie werden dabei der Verschiedenheit des anderen und der Individualisierung der religiösen Vorstellung nicht dadurch gerecht, daß sie wieder Gott als „den ganz Anderen“ betonen. Auch dafür finde ich, zweitens, die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ hilfreich, daß sie mir den Mitmenschen, auch den in der dritten Generation nicht-christlich sozialisierten Mitmenschen als Frage nach meinem Gott, an meine eigene Rede von Gott zeigt. Und dies verstehe ich als einen Ausdruck grundsätzlichen Respekts gegenüber der Individualität des anderen, besonders im Kontext weitgehender Säkularisierung. Noch immer höre ich zu viele Prediger, die Fragen beantworten wollen, die ihnen nicht gestellt wurden, die tatsächlichen Fragen aber ignorieren. Mein drittes Beispiel hängt damit eng zusammen, wenngleich auf paradoxe Weise: Die Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ fordert dazu heraus, nach ihrem notwendigen Pendant, der „Kirche als Lebensgemeinschaft“ zu fragen. Die theologisch-konfessionelle Kritik, die schon 1974 an der „Lerngemeinschaft“ geübt worden war, erhält gegenüber dem derzeitigen scharfen Anpassungsdruck und Leistungszwang in unserer Gesellschaft ein neues Recht. Viele Menschen erhoffen sich in den verschiedenen kirchlichen Veranstaltungen nicht zusätzliche „Lernziele“, sondern einen Raum zweckfreier Anwesenheit. Das ist vielleicht

nicht emanzipierend im programmatischen Sinn, aber auf jeden Fall humanisierend.

W.G.: Was Sie zuletzt gesagt haben, kann ich auch aus meiner Erfahrung bestätigen. „Kirche als Festgemeinschaft“ im rituellen, liturgischen Gewand tritt auch bei uns zur Zeit stark in den Vordergrund, zum Beispiel in der Feier der Osternacht. Ich würde aber auch gerne noch eine andere Beobachtung aus meinem Hamburger Kontext anfügen. Vorhin haben wir über den ökumenischen Zusammenhang der Formel „Kirche als Lerngemeinschaft“ gesprochen. Daran würde ich auch heute festhalten, daß die Kirche in ihrer ökumenischen Wahrnehmungsfähigkeit und Vernetzung ein Ort werden muß und sein kann, wo religiöser Frieden und auch so etwas wie „Stadtfrieden“ gelernt wird. Jede Großstadt ist mittlerweile Repräsentant der einen Welt. In Hamburg leben jetzt über 70 verschiedene christliche Gemeinschaften nebeneinander. In St.Georg, einem ganz kleinen Viertel hinter dem Hamburger Hauptbahnhof, müssen 100 verschiedene Nationen auf engstem Raum miteinander auskommen. Hier brauchen wir dringend ökumenisches und interreligiöses Lernen. Die Abschottung ist das Normale. Die Kirche, die konkrete Gemeinde vor Ort hat eine Möglichkeit, Ferment von Verständigung zu werden. Wo gibt es das sonst in dieser interessen- und leistungsbezogenen Gesellschaft? Das gelingt aber nur, wenn die Christen die Kontextualität ihres Denkens und Handelns begreifen und konstruktive Wahrnehmungen ihrer jeweiligen begrenzten Prägung zulassen. In diesem Sinn ist jede Ortsgemeinde eine ökumenische Dependence, die sich auch mal von außen belehren läßt. Deshalb kann ich mit der Formel „Kirche als ökumenische Lerngemeinschaft“ nach wie vor viel anfangen, und zwar als Element eines Stadtfriedens. Der versteht sich nämlich nicht von selbst, und „Shalom“ ist ein Grundwort unseres Glaubens.

A.S.: Ja, ich glaube auch, daß dies eine Art ist, wie „Kirche als Lerngemeinschaft“ heute funktionieren kann, auch hier in Berlin. Es ist ja einfach lebensnotwendig, das wir uns darum kümmern, wie die anderen denken, und mit ihnen gemeinsam leben lernen.